

Tiefe Demütigungen des Krieges

Drei junge Frauen aus Tschetschenien erzählen, wie sie in ihrer Heimat den Konflikt mit Moskau erlebt haben

Lachen und Weinen liegen für die drei Tschetscheninnen Selita, Kheda und Sulikhan sehr nahe beieinander. Auch wenn sie vom grausamen Krieg im Kaukasus erzählen.

Selita war zehn Jahre alt, als der Albtraum begann. Inzwischen ist sie 23. Sie wohnte damals mit ihrer Familie in Schatoi, einem Dorf im Süden der Kaukasusrepublik **Tschetschenien**. «Als erstes bombardierten die Russen Schulen, Spitäler und Moscheen», erinnert sie sich. «Damit ging meine Kindheit zu Ende.» Es war das Jahr 1994, als unter dem russischen Präsidenten Boris Jelzin der erste Tschetschenienkrieg begann.

Für Selita, die ihre braunen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hat, folgte eine endlose Abfolge von Fluchten. Zunächst gelangte sie in die tschetschenische Hauptstadt Grosny. Dort verbrachte sie die meiste Zeit in einem Keller. Dann gings wieder zurück nach Schatoi. Schliesslich packte ihre Familie die Sachen erneut und floh in die Nachbarrepublik Inguschetien. Die Russen versprachen, während 48 Stunden die Waffen ruhen zu lassen. In einem Wald fielen dennoch Bomben. Dabei kam ihr Vater ums Leben.

erniedrigt und beleidigt. Selita erzählt das alles mit gefasster Stimme am Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie zum Thema «Krieg». Etwa zwei Dutzend Zuhörerinnen und Zuhörer sitzen im altherwürdigen Regenzzimmer der Universität Basel gebannt um einen grossen runden Tisch. Als Selita aber von Inguschetien erzählt, wo die Familie niemanden kannte und das junge Mädchen in der Schule erniedrigt wurde, bricht sie in Tränen aus. Es sind Demütigungen, die mehr als ein Jahrzehnt später noch immer schmerzen. Ihre Kollegin Kheda kennt diesen Kummer und beginnt mit ihr zu weinen.

Kheda (23) wohnte mit ihrer Familie in Grosny, als 1999 der zweite Tschetschenienkrieg begann. Drei Jahre nach dem Ende des ersten Kriegs 1996 und der Unterzeichnung eines Friedensabkommens begann das Grauen erneut. Dieser Krieg, der Wladimir Putin zum neuen russischen Präsidenten aufsteigen liess, wurde mit noch grösserer Unerbittlichkeit geführt als der erste.

«Um 0.30 Uhr in der Nacht brüllte eine russische Stimme auf einmal: Passkontrolle, alle raus», erinnert sich Kheda. Sie versteckte sich zunächst mit ihrer Mutter in der Küche. Im Hof wurde ein Nachbar von den Russen umgebracht, sein Sohn, der dagegen protestierte, ebenfalls. Ein tschetschenischer Junge eröffnete darauf das Feuer, es kam zu einem Gefecht. Eine Kugel traf Kheda in der Hüfte, auch ihre Mutter wurde verletzt. «Wegen der Ausgangssperre konnten wir aber erst am nächsten Morgen ins Spital gehen», erzählt Kheda. Die Kugel wurde ihr viel später in der Schweiz operativ entfernt.

Lebenslustig. Auch Sulikhan (23) hat in dem Krieg nicht nur körperliche Verletzungen erlitten. Sie ist eine lebenslustige Frau, die gerne lacht. Am Tag bevor sie mit ihrer Familie im Oktober 1999 aus Grosny flüchten wollte, ging sie mit ihrer Mutter noch einmal auf den Markt. «Der Markt in Grosny ist der grösste in **Tschetschenien**, es drängten sich dort sehr viele Leute», erzählt sie. Auf einmal gab es drei gewaltige Explosionen. Die russischen Truppen feuerten eine Rakete zielgenau auf den Marktplatz von Grosny, wie sich später herausstellte.

«Vorher hatte ich mir nie vorstellen können, einen Toten zu sehen. Nun lagen Hunderte von Toten auf dem Platz. Ich musste über mehrere Leichen steigen, um von da wegzukommen», erzählt sie. Sulikhan verlor viel Blut, in der Nacht darauf wurde ihr der Arm amputiert. Heute trägt sie eine Prothese, die sie gut unter ihrem Pullover versteckt.

In einem Flüchtlingslager in Inguschetien musste sie feststellen, dass es sie noch schlimmer hätte treffen können. Sie kam mit einem Jungen zusammen, der durch eine Mine beide Beine verloren hatte. Das war offenbar so ein lustiger Mensch, dass Sulikhan noch heute trotz seines tragischen Schicksals lachen muss, wenn sie von ihm erzählt. «Die Menschen reagieren sehr unterschiedlich auf Kriegsverletzungen. Einige ziehen sich völlig zurück und werden schweigsam, andere verlieren ihren Humor trotzdem nicht», sagt sie, während sie ihr herzhaftes Lachen aufblitzen lässt.

Und wie ist die Situation in **Tschetschenien** heute? «In Grosny wurde zwar die zerstörte Universität wieder aufgebaut. Das ist aber nur Fassade», sagt Selita auf die Frage der baz. Die ganze Anlage sei wie ein Potemkinsches Dorf, und es gebe kein Schulmaterial. In den Aussenquartieren der tschetschenischen Hauptstadt seien noch viele zerstörte Häuser zu sehen.

Klima der Einschüchterung. Bei «Säuberungsaktionen», die Sicherheitskräfte immer wieder durchführten, verschwänden in der letzten Zeit auch immer mehr Frauen, beklagt sich Sulikhan. Statt durch russische Truppen werden die Aktionen nun meist durch die Milizen von Präsident Ramsan Kadyrow durchgeführt. Dieser wurde von Putin eingesetzt. «In **Tschetschenien** traut sich keiner, etwas gegen Kadyrow zu sagen», meint Sulikhan. Dennoch wollen die drei Frauen wieder nach **Tschetschenien** heimkehren. Derzeit weilen sie dank der Unterstützung von Elisabeth Petersen und ihrem Verein Forum für Zeitzeugen in der Schweiz. Selita und Sulikhan lassen sich hier zu Lehrerinnen ausbilden. «Ich will wieder zurück, das ist mein Traum», betont Selita.

Soziologen diskutieren in Basel über Krieg

Fulminanter Auftritt. Noch bis heute Freitag diskutieren in Basel über 300 Teilnehmer am Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie über das Thema «Krieg». Sarah Schilliger vom Institut für Soziologie der Universität Basel betonte auf einer Pressekonferenz, man habe neben wissenschaftlichen Experten auch Leute aus der Praxis eingeladen. Sie erwähnte Vertreter von Bund und Kantonen und etwa auch einen Repräsentanten der Gruppe Schweiz ohne Armee. «Die Konfliktforschung war sehr lange sehr militärisch besetzt», sagte der Grazer Soziologe Max Haller. Aufgabe der Soziologie sei es, die sozialen Aspekte von Konflikten zu analysieren.

Ein fulminantes Referat zur Eröffnung des Kongresses hielt am Mittwoch Johan Galtung. Der 77-jährige norwegische Friedensforscher, der sich selbst als Brückenbauer sieht, plädierte in dem Vortrag für einen Dialog zwischen Washington und den Islamisten. «Die Muslime wollen Respekt für den Islam. Das US-Aussenministerium will Demokratie und Marktwirtschaft weltweit», erklärte er. Diese beiden Sichtweisen seien nicht grundsätzlich unvereinbar, meinte Galtung. Er sah die USA aber sechs Jahre nach den Anschlägen von New York und Washington sehr weit von einem Frieden entfernt. «Die USA haben keine Ahnung über die Zielsetzung der Terroristen», sagte Galtung. Der Friedensforscher wirft Washington vor, Terrorismus mit «Staatsterrorismus» zu bekämpfen. sbo